

# 1 Die Geschichte der Sprach- erwerbsforschung

- 1.1 Das philosophische Erbe der Kindersprachforschung
- 1.2 Erste Experimente
- 1.3 Die wissenschaftliche Analyse des Spracherwerbs:  
Anfänge und erste Entwicklungen
- 1.4 Disziplinäre und methodische Orientierungen

»Es ist immer etwas höchst Bedenkliches, das Bestehende ohne Kenntnis seiner Vergangenheit erklären zu wollen«

(Geiger 1869, S. 111).

Die Kindersprachforschung wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Philosophen, Mediziner, Psychologen und Pädagogen begründet. Sprachwissenschaftler spielten hier noch keine bedeutende Rolle. Ziel dieser Forschung war es, Natur und Wesen des Kindes mit Mitteln der empirischen Wissenschaften, d. h. in genauen und systematischen Beobachtungen, zu ergründen.

**Voraussetzung für den Beginn der Kindersprachforschung** sind verschiedene historische Veränderungsprozesse in den Lebensumständen wie in der Wissenschaft der damaligen Gesellschaften Europas. In Anknüpfung an den von John Locke (1632–1704) mitbegründeten **Empirismus**, der die Erfahrung zur Grundlage der Philosophie machte, hatten die Geisteswissenschaften begonnen, sich von der Philosophie zu emanzipieren, in Einzelwissenschaften auszudifferenzieren und sich an dem von Auguste Comte (1798–1857) propagierten **Positivismus** auszurichten, dem zufolge die Wissenschaften die Frage nach letzten Ursachen aufzugeben und sich in ihrem Erkenntnisinteresse den bestehenden Tatsachen zuzuwenden hätten. Grundlage der Wissenschaften ist nun die Beobachtung, das Sammeln von positiven Daten, von denen aus allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu erschließen sind. Dementsprechend schreibt der Sprachwissenschaftler Lazarus Geiger programmatisch in der Vorrede zu seinem Buch *Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft* 1868:

»Während die Philosophie lange Zeit den Anspruch erhob, über die inneren Gründe der Natur- und Geisteserscheinungen aus sich heraus zu entscheiden, hat nun umgekehrt die Naturwissenschaft durch Eindringen in das körperliche Wesen der Welt den philosophischen Problemen ein concreteres Ziel als je vorher gezeigt, und es entfaltet sich nunmehr vor uns die Aufgabe, ebenso auch für die dunkle Innenseite der Dinge, für das Denken, Wahrnehmen und Empfinden, in einer nicht weniger empirischen Wissenschaft ein neues Licht zu suchen« (Geiger 1868, S. XIVf.).

Ein weiterer, die Entwicklung der Kindersprachforschung begünstigender Faktor war das zu dieser Zeit aufkommende **evolutionäre Denken**, von Charles Darwin in seinem Buch *On the Origin of Species by Means of Na-*

*tural Selection* 1859 theoretisch verallgemeinert. Hinzu kam, dass mit Rousseaus Erziehungsroman *Émile* (1762) der Gedanke einer **eigenartigen und eigenwertigen Entwicklung des Kindes** formuliert und von den Philanthropisten in Deutschland verbreitet wurde (vgl. Richter 1927, S. 3 ff.). Die pädagogische Konsequenz dieses Gedankens ist, dass die Erziehung sich der kindlichen Entwicklung anzupassen habe, das Kind selbst an eigenen Erfahrungen lernen solle. Aus dem hiermit begründeten Interesse an der Eigenständigkeit und den Kompetenzen des Kindes lässt sich nicht schlussfolgern, dass Kinder, wie Ariès in seiner *Geschichte der Kindheit* (1979, S. 108) postuliert, erst nach Ausgang des Mittelalters als Kinder und nicht mehr wie zuvor als Erwachsene in Miniaturformat betrachtet wurden (vgl. deMause 1980, S. 18 f.; Shahar 1993, S. 111 ff.).

Wie Shulamith Shahar in ihrem Buch *Kindheit im Mittelalter* dokumentiert, gab es durchaus die Vorstellung, dass die Kindheit, die in die Entwicklungsphasen der *infantia*, der *pueritia* und der *adolescentia* gegliedert wurde, einen von den Erwachsenen unterschiedenen Status hatte. Aber das Interesse an zumindest der ersten Entwicklungsphase (von der Geburt bis zu ca. 7 Jahren) war weniger ausgebildet. »Die Vorstellung, daß solch ein Kind bereits eine vollständige menschliche Persönlichkeit verkörpere, wie wir heute allgemein glauben, kannte man nicht. Zu viele starben« (Ariès 1979, S. 99). Tucker gibt gegenüber Ariès' Interpretation zu bedenken, ob diese indifferente Sicht auf Kinder nicht vor allem deshalb weit verbreitet war, weil die entsprechenden historischen Dokumente fast ausschließlich auf männliche Erwachsene zurückgehen. Mütter hätten – so Tucker – ihre Kinder wahrscheinlich eher in ihren kindlichen Bedürfnissen erkannt (vgl. Tucker 1979, S. 22 f.).

Weitere Faktoren, die das Interesse an der Erforschung des Kindes und seiner Sprache befördert haben, sind der **Rückgang der Säuglings- und Kindersterblichkeit** und ein tiefgreifender **Mentalitätswandel** in der Einstellung von Eltern gegenüber Kindern, z. B. ausgedrückt darin, dass in England und Amerika im 18., in Frankreich im 19. und in Deutschland im 20. Jahrhundert Kinder meist wohlhabender Eltern nicht mehr zu Säugammen weggegeben wurden (vgl. deMause 1980, S. 59).

## 1.1 | Das philosophische Erbe der Kindersprachforschung

**Das Wesen der Sprache:** Die Kindersprachforschung hat immer wieder Topoi der sprachphilosophischen Tradition des abendländischen Denkens aufgegriffen. Allerdings gibt es in dieser Tradition – außer vereinzelt Bemerkungen bei großen Philosophen – keine systematischen Betrachtungen zur Kindersprache; vorherrschend war das Interesse an Fragen nach dem Wesen der Sprache und der Beziehung zwischen Sprache, Wirklichkeit und Denken ausgerichtet, d. h. an Fragen, die sich letztlich auf den Grund von Erkenntnis richteten. In diesen Fragen bezog sich die Philosophie auf die Kompetenzen des erwachsenen Menschen und suchte, deren Herkunft zu ergünden.

**Antike Philosophie:** Seit der Antike zieht sich als ein roter Faden durch

die Sprachphilosophie die Kontroverse darum, was das **Wesen der Sprache** sei, ob die **Sprache etwas Naturgegebenes** (*physei*) sei, ob Sprache als der Natur Angehöriges und diese Abbildendes zu verstehen sei oder ob **Sprache wesentlich durch Übereinkunft**, also durch Konventionen (*the-sei*) entstanden zu denken sei. Den in der griechischen Philosophie diskutierten Gegensatz von Natur und Konvention erläutert Lyons in der folgenden Weise:

»Bezeichnete man eine bestimmte Einrichtung als ›natürlich‹, so meinte man damit, daß ihr Ursprung auf ewige und unveränderliche Prinzipien außerhalb des Menschen zurückging (und daher unantastbar war); nannte man sie hingegen ›konventionell‹, so verstand man darunter, daß sie lediglich das Ergebnis von Brauch und Überlieferung sei (d. h. auf ein unausgesprochenes Übereinkommen, einen ›Gesellschaftsvertrag‹ zwischen den Angehörigen einer Gemeinschaft zurückging, auf einen ›Vertrag‹ also, der, da er ja vom Menschen geschlossen war, auch vom Menschen gebrochen werden konnte)« (Lyons 1984, S. 4).

Diese Kontroverse konzentrierte sich auf die Frage der Beziehung zwischen der Bedeutung und der Gestalt eines Wortes. Platon (427–347 v. Chr.) formulierte im *Kratylos* die **naturalistische Auffassung**, dass die Wörter und die Dinge, die sie bezeichnen, »natürlich« zusammenpassen; dies sei zwar nicht unmittelbar evident, »[...] könne aber vom Philosophen nachgewiesen werden, der fähig sei, die ›Wirklichkeit‹ hinter der Erscheinung der Dinge zu sehen [...]». Den Ursprung eines Wortes und damit seine ›wahre‹ Bedeutung aufzudecken, hieß eine der Wahrheiten der ›Natur‹ aufzuspüren« (Lyons 1984, S. 4 f.). Strittig ist, ob Platon tatsächlich, wie Lyons annimmt, eine naturalistische Position in der Frage der Beziehung zwischen Wort und Bedeutung eingenommen hat (vgl. Coseriu/Matila 1996). Die Annahme, dass Sprache natürlichen Ursprungs ist, entspricht jedoch der Philosophie Platons.

Wie in jeder Philosophie geht es auch hier darum zu ergründen, wie **menschliche Erkenntnis** jenseits des unmittelbar Wahrnehmbaren, Erfahrbaren möglich und als richtige begründbar ist. Platons Antwort auf diese Frage ist, dass der Mensch »[...] ein nach Geltung und Genauigkeit die gegenwärtige oder erinnerte sinnliche Erfahrung unseres Lebens übersteigendes Wissen [...]« habe, weil dieses einem Sehen entspringt, »[...] aber einem Sehen, das wir in unserer Biografie nicht unterbringen können, das also ein Erlebnis unserer Seele in ihrem Leben vor unserer Geburt gewesen sein muß« (Krüger 1987, S. 12 f.). Das Wirkliche ist, »[...] was es ist, sofern es an seinem Urbilde teilhat und sofern es danach strebt, diesem seinem Urbild ähnlich zu werden. Der Baum will so sehr wie möglich Baum, der Mensch so sehr wie möglich Mensch, die Gerechtigkeit, so sehr wie möglich Gerechtigkeit sein. Alles strebt danach, im Dasein seine ihm eigentümliche Idee zu verwirklichen« (Weischedel 1966, S. 53). Das Wissen des Menschen beruht auf **ideae innatae**, ihrer ist der Mensch teilhaftig, weil er sie in einem vor seiner zeitlichen Existenz liegenden Leben »geschaut« hat. Wenn der Mensch »[...] also ein Ding erkennt, wenn ihm bei dieser Gelegenheit das Urbild dieses Dinges aufleuchtet, dann heißt das: er erinnert sich an eine ursprüngliche Schau dieses Urbildes, die vor seinem zeitlichen Dasein stattgefunden haben muß. Erkennen ist Wiedererinnern« (ebd., S. 54 f.). Menschliches Wissen, menschliches Erkennen ist

Platons  
eingeborene Ideen

demnach im wesentlichen Erinnern, Wiedererkennen eingeborener Ideen, die Sprache zum Ausdruck bringt.

Aristoteles'  
Realwelt

Eine eher der *thesei*-Auffassung entsprechende Position (vgl. Coseriu/Matila 1996), eine anders gelagerte Erkenntnisphilosophie und Weltansicht ist den Schriften des Aristoteles (384–322 v. Chr.), eines Schülers von Platon, zu entnehmen. Sein Interesse gilt weniger der Schau der Ideen als »der Wirklichkeit in der Vielfalt ihrer Erscheinungen« (Weischedel 1966, S. 64). In dieser **Vielfalt des Wirklichen**, des Lebendigen, das für Aristoteles ein Organismus, ein Ganzes ist, kommt die Fülle der Möglichkeiten von Natur zum Ausdruck. Die im Menschen angelegten Möglichkeiten, allem voran der menschliche *logos* streben zu seiner ihm eigentümlichen Bestimmung: »werde, was du bist« (ebd., S. 67), d. h. werde zu einem vernünftigen Lebewesen. Das, was den Menschen auszeichnet, ist ihm auch bei Aristoteles gegeben, gleichwohl aber als eine Potenz, die auf eine Realisierung erst hinstrebt. Erkenntnistheoretisch verlagert sich das Gewicht seiner Philosophie »von der Ideenwelt zur Realwelt« (Vorländer 1964, S. 121). Die Aristotelische Metaphysik »[...] geht vom sinnlichen Einzeldinge [...] aus. Aber von ihm ist weder Begriffsbestimmung noch Beweis möglich, sondern nur vom Allgemeinen [...]. Dieses Allgemeine ist jedoch nicht im Fortblicken vom Einzelnen zu finden, sondern nur so, daß man dem Einzelnen auf den Grund geht und die Prinzipien aufsucht, durch die es allgemein und notwendig bestimmt ist« (ebd., S. 123). Dieses Interesse am Einzelding kommt der platonischen Philosophie gerade nicht zu: Deren favorisierte **Methode** ist die der Intuition, der Introspektion, die des Aristoteles ist die der Beobachtung und Induktion.

Universalienstreit

**Mittelalterliche Scholastik:** Diese Kontroverse wurde in der mittelalterlichen Scholastik als **Universalienstreit** zwischen **Nominalisten und Realisten** fortgesetzt. Der Streit ging um die Frage, ob **Universalien**, d. h. Allgemeinbegriffe, **real**, selbstständig (*universalia ante res*) bzw. in den Dingen (*universalia in rebus*) existieren, oder **nur Namen** sind, um gleichartige Objekte benennen zu können, ohne sie einzeln aufzählen zu müssen.

»In der Philosophie des frühen Mittelalters beherrschte der Realismus das Feld. Bei Thomas von Aquin, also im Hochmittelalter (um 1250), begegnen wir einem gemäßigten Realismus: die Universalien existieren in Gottes Gedanken (*ante res*), in den Einzeldingen (*in rebus*) und im menschlichen Denken als Abstraktionen (*post res*). Im Spätmittelalter aber gewinnt der Nominalismus die Oberhand; das gilt etwa für Wilhelm von Ockham und Martin Luther« (Skirbekk/Gilje 1993, S. 214).

Das Wesen des  
menschlichen  
Verstandes

**Neuzeitliche Philosophie:** Descartes (1596–1650), Begründer der neuzeitlichen Philosophie und Entdecker des modernen Selbstbewusstseins, revidierte Platons Konzept angeborener, in einer Präexistenz geschauter Ideen, indem er an die Stelle der Bilder von früher Gesehenem Fähigkeiten setzte, solche Bilder zu erzeugen. Welche Vorstellungen der Geist bildet, ist bei ihm durch die »Anlage unseres Geistes bestimmt« (Krüger 1987, S. 15). Allgemeinbegriffe wie Ding, Denken, Wahrheit oder Gott können nicht den Charakter von Anschauungen oder Bildern haben. Ideen sind nichts anderes als spezifische **Fähigkeiten des Denkens**. Damit rücken der Mensch und die Frage nach den ihm zukommenden Fähigkeiten in den Mittelpunkt, die Kontroverse um das Verhältnis von Mensch und ihm

externer Natur (bzw. dem Göttlichen) verschiebt sich zu einer Kontroverse um die **Natur des Menschen**.

Die neuzeitliche Philosophie und Erkenntnistheorie beschäftigte sich insbesondere mit der Frage, ob dem Menschen und insbesondere seinem Verstand **angeborene Ideen** eignen (**Rationalismus**) oder ob der menschliche Verstand aus **Erfahrung** erklärt werden kann (**Empirismus**). In dieser Debatte wurden die in der Belebung des Platonismus und Cartesianismus durch Noam Chomsky und seine Schüler immer wieder vorgetragenen Argumente und Kriterien des Angeborenen bereits benannt: » (a) Es ist von Geburt an vorhanden und kann deshalb nicht erworben sein. (b) Es ist so komplex, daß unverständlich ist, wie es zum Zeitpunkt seines Auftretens bereits hätte gelernt werden können. (c) Das Angeborene ist invariant gegenüber dem Wechsel von einem biologischen Erfahrungsweg zum anderen; darum sind die Umstände seiner Entwicklung nur als Anlässe oder Auslöser, nicht jedoch als Quellen anzusehen« (ebd., S. 18).

Gegen diese Argumentation zugunsten des Angeborenen als einer notwendigen, unentrinnbaren Bestimmung des menschlichen Geistes, richtete sich bereits **John Locke** (1632–1704) in seinem *Versuch über den menschlichen Verstand* (1690), in dem er die drei Kriterien für Angeborenheit zu widerlegen versuchte. Da der Säugling bei seiner Geburt über keinerlei kognitive Fähigkeiten verfügt, erübrigt sich das erste Kriterium. Das zweite und vor allem das dritte Kriterium, das der Invarianz gegenüber Erfahrung, entkräftet Locke mit dem Argument, dass man aus der Invarianz noch nicht auf die Angeborenheit schließen könne. Man würde ja sowohl für einen Erfahrungssatz »Feuer ist heiß« wie für einen Satz der Mathematik »Die Winkelsumme im Dreieck beträgt zwei rechte Winkel« stets Konsens finden, beide Sätze würden in variablen Kontexten für zutreffend gehalten werden, aber man werde schwerlich annehmen wollen, dass die Erfahrungsidee »Feuer« angeboren sei.

**David Hume** (1711–1776), der empiristische Nachfolger von Locke, sieht die menschlichen Erkenntnisleistungen als »[...] einen Prozeß der sinnlichen Einwirkung von außen samt der animalischen Reaktionen auf diese als entscheidend an. Grundlage allen empirischen Wissens seien die im Laufe des Lebens erworbenen gewohnheitsmäßigen Ideenverknüpfungen. Diese sieht er bei Mensch und Tier in enger Analogie« (Krüger 1987, S. 23).

Eine Position zwischen Nativismus bzw. Rationalismus und Empirismus besetzt die Erkenntnistheorie von **Immanuel Kant** (1724–1804). Kant unterscheidet klar zwischen einer **Erkenntnismöglichkeit a priori**, vor aller Erfahrung, und zwischen angeborener Erkenntnisfähigkeit. Für ihn gibt es keine angeborenen Vorstellungen, wohl aber Bedingungen der Möglichkeit für die Bildung von Vorstellungen. So schreibt er:

»Die Kritik erlaubt schlechterdings keine anerschaffenen oder angeborenen Vorstellungen; alle insgesamt, sie mögen zur Anschauung oder zu Verstandesbegriffen gehören, nimmt sie als erworben an. [...] Es muß aber doch ein Grund dazu im Subjekt sein, der es möglich macht, daß die gedachten Vorstellungen so und nicht anders entstehen und noch dazu auf Objekte, die noch nicht gegeben sind, bezogen werden können und dieser Grund ist wenigstens angeboren« (Kant zit. nach Krüger 1987, S. 20).

Die Debatte um Wissen und Erkenntnis und damit auch um die Sprache des Menschen nahm mit **Darwins Evolutionsbiologie** eine entscheidende Wende. Darwin hielt wenig von der platonistischen Version angeborener Ideen. So notierte er 1838 in seinem Tagebuch »Platon [...] sagt im Phaidon, daß unsere notwendigen Ideen aus der Präexistenz der Seele stammen, nicht von der Erfahrung geleitet sind – Lies Affen statt Präexistenz [...]. Wer den Affen versteht, würde mehr für die Metaphysik leisten als Locke« (Darwin zit. nach Krüger 1987, S. 25). Darwin fand weder die Lehre angeborener Ideen noch die Vorstellung eines voraussetzungslosen Empirismus sonderlich attraktiv. Seine Vorstellung ist, »[...] daß angeborene kognitive Fähigkeiten und Inhalte, zum Beispiel eine bestimmte Raumanschauung, in einem stammesgeschichtlichen Lernprozeß erworben, das heißt für die Gattung Mensch a posteriori, für jeden einzelnen Menschen indes a priori sind« (Krüger 1987, S. 25).

## 1.2 | Erste Experimente

**Isolationsexperimente:** Bis zum Beginn der Kindersprachforschung im 19. Jahrhundert lassen sich nicht nur philosophische Überlegungen zum Wesen und Ursprung der Sprache ausfindig machen, es wurden auch erste, allerdings höchst unmenschliche Experimente unternommen. Verschiedene Herrscher haben sich mit der Anordnung und Überwachung von Isolationsexperimenten hervorgetan, die sowohl den **phylogenetischen Ursprung** als auch die **ontogenetischen Entwicklungsbedingungen** von Sprache aufklären helfen sollten. Bereits im 7. Jahrhundert v. Chr. soll – einem Bericht von Herodot zufolge – der ägyptische König Psammetich I. ein Experiment angeordnet haben, in dem er herausfinden wollte, welche die älteste Sprache dieser Erde sei. Herodot berichtet davon:

»Er übergab zwei Neugeborene einfacher Abstammung einem Schafhirten, der sie nach seiner Gewohnheit unter seiner Herde nähren sollte. Er verlangte von ihm, daß niemand in ihrer Gegenwart sprechen durfte und sie allein in einsamer Behausung leben sollten; und zu den festgesetzten Stunden sollte der Schafhirt Ziegen zu ihnen führen und ihnen ihre Milch geben und verrichten, was sonst erforderlich war. So handelte und befahl Psammetich, weil er, sobald die Kinder über das bedeutungslose Wimmern hinaus waren, zu hören wünschte, in welcher Sprache sie zuerst sprechen würden. Und so geschah es; denn nachdem der Hirte zwei Jahre lang so getan hatte und dann die Tür öffnete und eintrat, fielen beide Kinder vor ihm zu Boden und riefen *becos* und streckten ihre Hände aus. Als nun der Schafhirt das zum ersten Mal hörte, schwieg er still; doch als dieses Wort öfter gesprochen wurde, wenn er kam, um sich um sie zu kümmern, berichtete er seinem Herrn davon und brachte die Kinder vor ihn, als er dies befahl. Und als Psammetich dies ebenfalls gehört hatte, erkundigte er sich, welches Volk irgendetwas *becos* nannte; und so fand er heraus, daß die Phryger Brot bei diesem Namen nennen. Schließlich gaben die Ägypter, geleitet von diesem Zeichen, zu, daß die Phryger älter waren als sie. Daß es so geschehen war, hörte ich von den Priestern des Hephaistos in Memphis« (Crystal 1993, S. 288).

Ein ganz ähnliches Experiment ließ einige hundert Jahre später Friedrich II. von Hohenstaufen, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, (1194–1250) durchführen. Der Franziskanermönch Salimbene berichtet darüber in seiner Chronik:



<http://www.springer.com/978-3-476-02632-3>

Spracherwerb

Eine Einführung

Klann-Delius, G.

2016, VII, 224 S., Softcover

ISBN: 978-3-476-02632-3